

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 14 (2007)
Heft: 160

Rubrik: [Stadtleben]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



SPIEGEL DER GESELLSCHAFT

Zwei neue Bücher befassen sich mit der Psychiatrie in der Ostschweiz. Das eine porträtiert Patientinnen und Patienten der psychiatrischen Klinik Littenheid, das andere schaut auf die Geschichte der Klinik Wil zurück. Beide leisten einen wichtigen Beitrag zur Diskussion psychischer Krankheiten und deren Therapie. von Wolfgang Steiger

Der Tod seiner Frau hinterlässt bei E. M. eine Leere, die er nicht mit anderen Inhalten füllen kann. Im Buch «Aus dem Lot – Menschen in der Psychiatrie» der Zürcher Journalistin Ursula Eichenberger, erzählt der 66-jährige Unternehmer wie er seine Frau kennengelernt hat. Die Briefe an sie begann er jeweils mit seinem Leitspruch «carpe diem»: pflücke den Tag. 35 Jahre später stellt die Krebserkrankung und der Tod seiner Gattin das gesamte Lebenskonzept in Frage und lässt ihn in ein tiefes Loch fallen. Er tritt stationär in die Klinik ein, als seine Therapeutin die Verantwortung für eine ambulante Behandlung nicht mehr tragen kann.

Immer öfter geraten Menschen seelisch aus dem Gleichgewicht, dabei macht der herrschende Spardruck den Zugang zu therapeutischen Leistungen für psychisch Kranke nicht einfacher. Nach neusten Untersuchungen erkrankt etwa ein Viertel der Bevölkerung einmal im Leben an einer schweren psychischen Störung. Häufig leiden psychisch Kranke und deren Angehörige mehr unter der gesellschaftlichen Stigmatisierung als an der Erkrankung selber. Scham-, Schuld- und Versagensgefühle behindern meist das offene Sprechen über seelische Konflikte. Das Öffentlichmachen der Leiden nützt allen Beteiligten – vorausgesetzt, die Darstellung erfolgt wie bei den zwei vorliegenden neuen Büchern in einem redlichen Porträt-, Recherchier- und Reportagestil, der mit den betroffenen Menschen respektvoll umgeht und voyeuristischen Anmassungen eine Absage erteilt.

Der letzte Ausweg

Den zwölf Lebensgeschichten von Patienten

der Klinik Littenheid folgt jeweils eine Stimme aus dem Umfeld der Porträtierten. Bei E. M. sind dies Gedanken seiner Therapeutin. «Der psychische Schmerz der Depression kann grausam sein», sagt sie. Das Begleiten von Depressiven löse Hilflosigkeit, Ärger und Enttäuschung aus, was für Angehörige – bei E. M. sind dies seine zwei erwachsenen Töchter – kaum auszuhalten sei. Der Satz «Lerne, mit dem Schmerz zu denken», den sie in einem Buch über den Holocaust gelesen habe, wäre oft das Einzige, das den Depressiven und ihren Mitbetroffenen bleibe.

Der Einblick in die Schicksale der Psychiatriepatienten rührt an. Die 18-jährige jp verletzte sich mit Schnitten in die Arme, wie das ihre Mutter bereits getan hatte, für die auch die Klinik der letzte Ausweg blieb. Der 14-jährige Stefan (alle Namen wurden geändert) leidet am Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitätssyndrom (ADHS). Zuhause und in der Schule war er nicht mehr tragbar. Jetzt lebt er in Littenheid und erhält Ritalin. Der ausgebrannte 56-jährige ehemalige Gemeindepräsident beschreibt sich selbst als «Häuflein Elend» beim Eintritt in Littenheid. Die Sprüche seiner Partei über «Scheininvalide» und «Rentenbetrüger» müssen den SVP-Politiker nach der Klinikerfahrung besonders hart treffen. Der zum Glauben an Jesus bekehrte Ex-Junkie fand irgendwann heraus, dass der Grossvater, bei dem er aufwuchs, die eigene Tochter geschwängert hatte und deshalb gleichzeitig sein leiblicher Vater ist. Oder da ist die 26-jährige Meli, die mit unzähligen Suizidversuchen – «offenbar hat mich der Herrgott aber bisher nicht bei sich haben wollen» – auf

den jahrelangen sexuellen Missbrauch durch Vater und Onkel in der Kindheit reagierte. Auch ein Selbstmord gefährdeter Jugendlicher (Suizid ist die zweithäufigste Todesursache in seiner Altersgruppe) berichtet der Buchautorin von den Ursachen seiner Todessehnsucht. Nach dem Lesen der Leidensgeschichten der Patienten wird klar, dass sie draussen im ungeschützten Bereich vor die Hunde gehen würden. Die moderne Klinik mit ihrem vielfältigen, individuell anwendbaren Instrumentarium bewirkt zumindest eine Linderung, jedoch nicht unbedingt eine Heilung ihres Leidens.

Begleitet werden die Texte von Fotos des preisgekrönten Zürcher Fotografen Fabian Biasio. Die einfühlsamen Bilder der Patienten in ihrem Klinikumfeld besitzen Nähe und sind doch nüchtern distanziert. Ein informativer Anhang zu den häufigsten psychischen Erkrankungen von Markus Binswanger, Chefarzt von Littenheid, und eine Bücherliste der Patientenorganisation «Pro Mente Sana» ergänzen das ausserordentlich schön gestaltete Buch.

Mattos Reich

Wie eine Erzählung aus einer völlig anderen Welt erscheint das von Peter Müller verfasste Buch «Patienten, Bauern, Therapeuten» über den Gutsbetrieb und die Arbeitstherapie in der psychiatrischen Klinik Wil von 1892 bis 2007. Anlass für die Publikation war die endgültige Aufgabe des landwirtschaftlichen Gutsbetriebes der Klinik nach 115 Jahren. Der Blick zurück offenbart schier unglaubliche gesellschaftliche Wandlungen. Wobei der Autor nicht nur zur Psychiatriegeschichte, sondern





Ganz links und Mitte:
I. M., 43-jährig, hatte
während des Aufenthalts in
Littenheid starkes Heimweh:
Eines von zwölf Portraits
der Journalistin Ursula
Eichenberger.

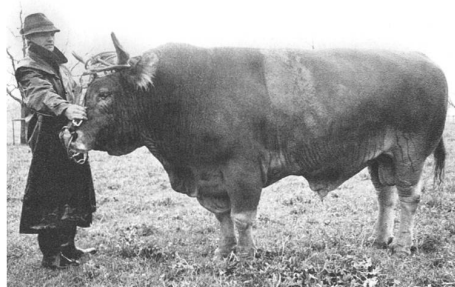
Bilder: Fabian Biasio

Dr. med. Heinrich Schiller,
der erste ärztliche Direktor
der Klinik Wil.

Bilder: Klinik Wil

auch zu den gesellschaftlichen, technischen und landwirtschaftlichen Umbrüchen recherchierte. Es trifft zu, was Regierungsrätin Heidi Hanselmann im Vorwort sagt: «In frappanter Weise wird klar, dass die Psychiatrie immer auch ein ehrlicher Spiegel für die Gesellschaft war.»

Zeitweise beherbergte die damals noch «Asyl Wil» genannte Klinik an die tausend Patienten. Während über vierzig Jahren leitete Heinrich Schiller, für den die Rentabilität der Klinik oberstes Ziel war, die Anstalt. Während Doktor Schillers Ägide warf der landwirtschaftliche Gutsbetrieb für die Kantonskasse zeitweise sogar Gewinn ab. Beim Lesen der Beschreibungen der Zustände hinter den Gittern und Mauern kommt einem unweigerlich die Lektüre von Friedrich Glausers Wachtmeister-Studer-Krimi «Matto regiert» in den Sinn. Der Lohn des Personals im strikt hierarchisch organisierten Betrieb reichte oft nur knapp zum Leben. Auch die Wärter wohnten zumeist im Klinikareal. Eine derart geschlossene Welt, mit grösster personeller Nähe, wäre heute unvorstellbar.



Stolz des Wiler Gutsbetriebs: Zuchtstier «Jodel».

Bild: Klinik Wil

Mit dem Aufkommen von Psychopharmaka in den 1950er-Jahren wandelten sich die Krankheitsbilder. Die Aufenthaltsdauer der Patienten wurde kürzer, viele wurden mit Medikamenten versehen nachhause entlassen. Anstelle von lebenslanger Einschliessung trat die Rehabilitation. «Chronische» Existenzen wie E. W., den das Buch als Extrembeispiel anführt, gibt es heute nicht mehr. Patient Wild wurde 1900 von Pfäfers nach Wil verlegt. 1950 konnte er hier seinen 71. Geburtstag feiern, wie die Klinik-Chronik vermerkt.

Die wegen der Mechanisierung auf dem Gutsbetrieb nicht mehr benötigten Patienten wurden nun anderweitig beschäftigt. So können die Therapeuten individueller auf den jeweiligen Fall eingehen.

Irrtümer von morgen

Heute ersetzt eine Vielzahl von Therapieangeboten auch ausserhalb der Klinik die ehemals geschlossene Anstalt. Zeit also auch in der Ostschweiz, die damaligen Verhältnisse aufzuarbeiten. Der Text von Peter Müller vollbringt dazu einen bedeutenden Schritt. Bis jetzt hatten sich nur vereinzelt Autorinnen und Autoren im Rahmen der kritischen Sozialgeschichte mit psychiatrischen Behandlungsmethoden wie Deckelbäder, Hirnoperationen, Sterilisationen, Kastrationen und Elektroschocks befasst. Zu erwähnen sind Max Lemmenmeiers Ausführungen in der St.Galler Geschichte von 2003 und die Abschnitte über Maria Theresia Wilhelm, Anni Brunner und Bernadette Gächter in «blütenweiss bis rabenschwarz. St.Galler Frauen – 200 Porträts».

Allen Fortschritts zum Trotz besteht in der

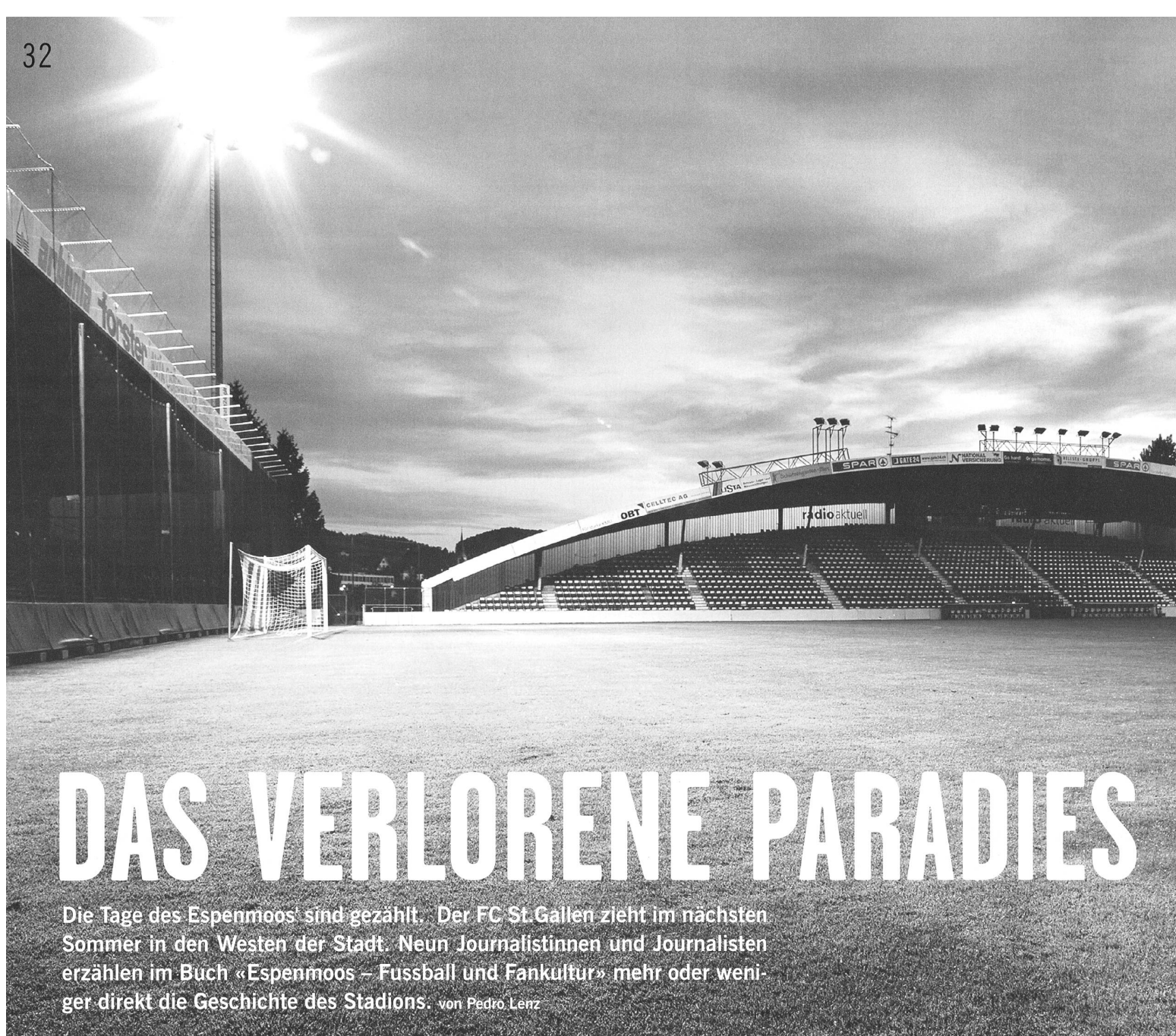
Psychiatrie auch heute noch eine «Fülle unge-sicherten Wissens», wie Markus Binswanger in seinem aufschlussreichen Begleitwort zu «Aus dem Lot» schreibt. Er bekennt, dass die Krankheitsdiagnostik und -klassifikation vom jeweiligen Wissenstand abhängen. Und: «Erkenntnisse von heute können die Irrtümer von morgen bedeuten.»

Chefarzt Binswanger bedauert das Fehlen einer Diskussion über die gesellschaftlichen Ursachen der Zunahme von psychischen Störungen. Er nennt vor allem soziale Missstände und Auswirkungen des beschleunigten sozialen Wandels. Einige der zwölf Porträts von Menschen aus der Psychiatrie zeigen denn auch ganz konkret, wie schädlich sich der gnadenlose wirtschaftliche Wettbewerb und die Beurteilung eines Menschen nur nach seinem Äusseren in der modernen Lebenswelt auf die psychische Gesundheit auswirkt.

Ursula Eichenberger. Aus dem Lot – Menschen in der Psychiatrie. Mit Fotografien von Fabian Biasio, Verlag NZZ, Zürich 2007.

Peter Müller. Patienten, Bauern, Therapeuten; Gutsbetrieb und Arbeitstherapie in der psychiatrischen Klinik Wil 1892–2007. Gestaltung und Fotos: Alexander Klein. Hg. Kantonale Psychiatrische Dienste. Sektor Nord, Wil 2007.

Kantonsbibliothek Vadana St.Gallen. Vernissage des Buches «Patienten, Bauern, Therapeuten» und Eröffnung der Ausstellung «Gutsbetrieb und Arbeitstherapie in der Psychiatrischen Klinik Wil 1892–2007»: 13. September, 18.15 Uhr. Ausstellung bis 6. Oktober.



DAS VERLORENE PARADIES

Die Tage des Espenmoos sind gezählt. Der FC St.Gallen zieht im nächsten Sommer in den Westen der Stadt. Neun Journalistinnen und Journalisten erzählen im Buch «Esenmoos – Fussball und Fankultur» mehr oder weniger direkt die Geschichte des Stadions. von Pedro Lenz

Fussball ist Literatur mit den Füßen. Unglücklicherweise wird diese Affinität zwischen Ball- und Schreibkunst hierzulande viel zu selten erkannt. Dabei ist die Verwandtschaft evident. Wer den Fussball wirklich liebt, muss auch die Geschichten lieben, die damit zusammenhängen. Es sind meist Geschichten, die – ähnlich wie Tangotexte – von unvergesslichen Niederlagen, von enttäuschter Liebe und vom verlorenen Paradies handeln. Genau so verhält es sich mit dem St.Galler Fussballbuch «Esenmoos – Fussball und Fankultur». Die neun Essays dieses Bandes sind bald wehmütig, bald melancholisch und vor allem handeln alle direkt oder indirekt vom verlorenen Paradies, dem Stadion Espenmoos, dessen Tage bekanntlich gezählt sind. Von der ersten bis zur letzten Seite stark gestaltet und hervorragend fotografisch illustriert (Gestaltung und Bildrecherche: Matthias Frei, Fotografien: Florian Bachmann), hat es dieses Werk unbedingt verdient, zur Pflichtlektüre für alle zu werden,

die jemals einen Fuss ins Espenmoos gesetzt haben.

Historische Steilpässe

Aber Obacht! Das Buch ist weit mehr, als ein melancholischer Abgesang auf ein sterbendes Stadion. Denn es liegt in der Natur der Sache, dass sich nicht über ein Stadion schreiben lässt, ohne gleichzeitig über Fussball zu reden. Und wo es um Fussball geht, geht es zwangsläufig auch um Heldenverehrung, um Soziologie, um Lokalgeschichte, um Politik, um Wirtschaft und um die alte Frage, wie Geld und Macht sich zu Leidenschaft und Liebe verhalten.

Im ersten Aufsatz «Vom Heiligkreuz ins Autobahnkreuz» berichtet der Journalist Marcel Elsener mit profunder Sachkenntnis, wie es zum neuen Stadionprojekt gekommen ist. Durch mannigfaltige Zitate lässt er die Leserschaft gleichzeitig an verschiedenen stadion- und clubgeschichtlichen Details rund um den FC St.Gallen teilhaben. So wird die Lektüre selbst für

Leserinnen und Leser anderer Fussballregionen von Anfang an zu einem emotionalen Heimspiel.

Der historische Steilpass wird hierauf von «Hutter & Mock»-Erfinder Daniel Kehl gekonnt aufgenommen. Kehl erinnert in seinem Text «Grün-weiße Fahnen, Halstücher und sogar Transparente» zunächst daran, dass der FC St.Gallen nicht immer die erste Fussballadresse in der Gallusstadt war. Nicht bloss für Fans des SC Brühl ist diese Rückbesinnung äusserst wertvoll. Sie relativiert auch den verbreiteten Irrglauben, im Sport seien momentane Kräfteverhältnisse unveränderlich und ewig gültig. Unbedingt lesenswert wird Kehls Aufsatz überdies weil es dem Autor gelingt, den sportlichen Aufstieg des FC St.Gallen von circa 1960 bis zur Mitte der achtziger Jahre parallel zur gleichzeitigen Entwicklung der Fankultur zu beschreiben.

Darüber, dass die UEFA-Cup-Duelle von 1985 gegen Inter Mailand die bisherigen Höhe-

Obacht! Das Buch ist weit mehr als ein melancholischer Abgesang.

Bild: Florian Bachmann



punkte des weissgrünen Fanlebens darstellen, ist man sich in St.Gallen offenbar einig. Sollte bisher dennoch jemand daran gezweifelt haben, sind diese Zweifel spätestens nach der Lektüre von Sabina Brunnschweilers Transkription eines Augenzeugenberichts verflogen. «Mailand. Uefa-Cup Vorrunde, September 1985» sagt auf einer Buchseite mehr als manches Standardwerk. Genau so lesenswert ist auch Brunnschweilers zweite Aufzeichnung eines Fanberichts. «Bitola. Uefa-Cup-Qualifikation, August 2001» kann gleichsam als Gegenstück zur grossen Mailandreise von 1985 aufgefasst werden: Dort das fussballverrückte Italien, hier das vom Bürgerkrieg erschütterte Mazedonien und als Klammer der Sport, der die unterschiedlichsten Erlebnisse zusammenhält.

Antikommerz ist andere Liga

Mit seinem Beitrag «Fanmeile statt Familie», erläutert der Berner Fussballexperte Urs Frie-

den ein schmerzhaftes Dilemma. Die Rede ist vom Spagat zwischen Nostalgie und Kommerz, zu dem heute praktisch alle Proficlubs gezwungen zu sein scheinen. Frieden erzählt anekdoten- und kenntnisreich vom Umzug seiner Berner Young Boys und den damit verbundenen Veränderungen. Dabei wird sichtbar, wie es herauskommt, wenn gewachsene Liebesbeziehungen allmählich von der nackten Kommerzialisierung verdrängt werden. Friedens Zeilen könnten im Idealfall dazu beitragen, dass beim Umzug des FC SG die allerpeinlichsten Affronts gegenüber der treuen Fangemeinde vermieden werden. Gleichzeitig wird allerdings auch sichtbar, dass der antikommerzielle Fussballfan künftig nur noch in den Regionalligen finden wird, was ihm die neuen Stadien nie mehr werden bieten können. Zurück zum Spiel selbst: Der Aufsatz «Ein Weltstar weckt das Espenmoos» des Journalisten Andreas Kneubühler verbindet die Erinnerung an den unvergesslichen Ivan Zamorano mit beachtenswerten Informationen zur Funktionsweise der St.Galler Klubführung in den späten achtziger und frühen neunziger Jahren. Kneubühlers Erläuterungen rund um den Zamorano-Transfer geben einen Einblick in die Zufallslogik, nach der im Schweizer Fussball seit vielen Jahrzehnten Transferpolitik getrieben wird. Überdies haben wir es hier mit einer unverzichtbaren Hommage an den ersten FC SG-Spieler zu tun, der im Stadion Espenmoos erfolgreich Anlauf nahm, um von dort die ganz grossen Bühnen des Weltfussballs zu erobern.

Die Ballade der Wortlosen

Anschliessend wird die Aufmerksamkeit der Leserschaft vom Weltstar Zamorano zurück auf den Boden der provinziellen Realität geholt. Mit der Souplesse derer, die wissen, dass der Fussball nicht bloss ein Spiel, sondern auch eine literarische Gattung ist, schreibt der ehemalige Sportjournalist Richard Zöllig über seinen SC Brühl und das alles andere als unproblematische Verhältnis der Brühler zum Stadtrivalen vom Espenmoos. Zölligs Essay «Grund zur Freude haben nur die anderen» ist die definitive Antwort auf die Frage, weshalb im Fussball nicht nur die Erfolgreichen das Herz der Fans zu erobern vermögen. Mit feiner Selbstironie weist der Brühler Autor zudem auf den Vorteil hin, in der städtischen Fussball-Hierarchie nicht an der Spitze zu stehen: Anders als der Rivale

darf der SC Brühl an seinem angestammten Spielort bleiben.

Liest sich «Esenmoos – Fussball und Fankultur» bis hier wie spannungsvolle Prosa, wechselt der Tonfall bei Daniel Ryser's «Südkurven-Gesang» zu einem lyrisch-pyromanischen Spektakel. Ryser verdichtet über dreissig Gespräche mit St.Galler Ultras zu einer imposanten Ballade über das Selbstverständnis derer, die sonst praktisch nie in Büchern zu Wort kommen. Poesie aus den Worten von Leuten also, die sich meist nonverbal ausdrücken. Es handelt sich dabei um Aussagen, die, so wie sie dastehen, unkommentiert, gescheit montiert und gebildet, eine sehr starke Wirkung entfalten. Das ist gross!

Literarische Flanke

Beim letzten Essay «Auf Augenhöhe» steht, wie oft im Fussball, die Nostalgie im Vordergrund. Der Kulturredaktor Peter Surber, erinnert sich an seine Kindheit als Stadionanwohner und daran, wie sein damaliger Stamplatz am Rand des Spielfelds seine Wahrnehmung des Spiels beeinflusst. Wer auf Höhe der Spieler steht, so Surbers These, hat vielleicht keinen optimalen Überblick. Dafür wird er vielfach entschädigt. Die körperliche Nähe zum Rasen sei weit wertvoller, als die «verführerische Kameraperspektive von oben herab, die (...) vergessen lässt, dass die Wahrheit unten liegt», gibt uns Surber zu bedenken.

Ein 40-seitiger Anhang mit informativem Bildmaterial und einem amüsanten Glossar runden das Buch hervorragend ab. Ein intelligentes Buch übrigens, in dem sich trotz der Vielfältigkeit der einzelnen Beiträge eine klare Linie erkennen lässt. Oder, um in der Fussballersprache zu bleiben: «Esenmoos – Fussball und Fankultur» ist eine wunderbar gezielte, literarische Flanke, die wir unbedingt mit dem Kopf verwerten sollten.

Pedro Lenz, 1965, lebt als Schriftsteller und Kolumnist in Bern und ist als Fussballfan auch zum Ostschweiz-Kenner geworden.

Esenmoos – Fussball und Fankultur. Hg. Daniel Trogler, Daniel Ryser und Matthias Frei. Appenzeller Verlag, 2007.

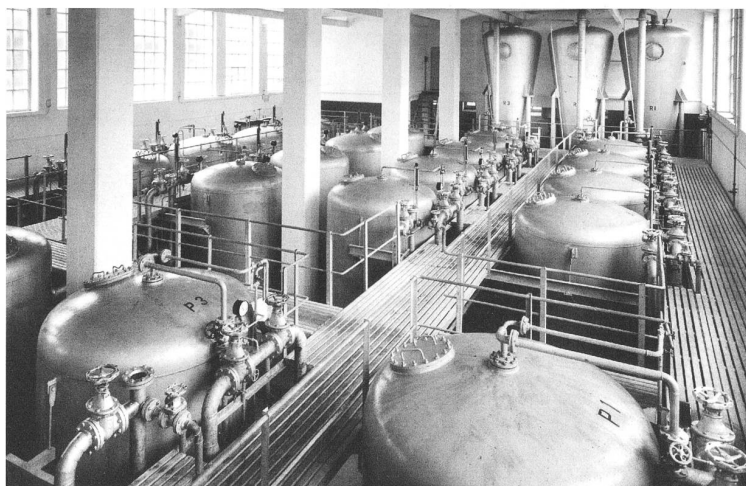
> **Lange Nacht der Bücher.** Buchpräsentation im Pfalz Keller St.Gallen, 21. September.

> **Buchvernissage.** 22. September, 20 Uhr, Palace St.Gallen mit DJ Pascal Claude und einem Gespräch mit Marco Zwyssig, Beat Rietmann und anderen, moderiert von Jürg Ackermann. Vorprogramm: FC St.Gallen – FC Aarau, Anpfiff: 17.45 Uhr.



BLÜTENJAHRE UND JAHRHUNDERTSTREIK

Die Feldmühle Rorschach wurde 1882 von den deutsch-amerikanischen Geschäftsmännern Jacob Loeb und Max Schoenfeld als Stickereifabrik gegründet, in unmittelbarer Nähe zur Textilmetropole St.Gallen. Sie erlebte einen rasanten Aufstieg: 1907 arbeiteten hier bereits 1800 Beschäftigte, im Rekordjahr 1910 waren es 2725. Die Feldmühle wurde zur wichtigsten Stickereifabrik der Schweiz, gefolgt von Arnold B. Heine & Co. in Arbon. Produziert wurde vor allem für den amerikanischen Markt. Mit der Stickereikrise nach dem Ersten Weltkrieg geriet das Unternehmen in grosse Schwierigkeiten. Die Rettung brachte die Produktion von Kunstgarnen. Die Feldmühle erlebte eine neue Blüte. Ab 1952 wurden zusätzlich Klebebänder hergestellt. 1946 kam es in der Feldmühle zum damals bisher grössten Streik der schweizerischen Industriegeschichte: Vom 2. November bis zum 4. Dezember streikten insgesamt 1300 Arbeiterinnen und Arbeiter. Ende der fünfziger Jahre beschäftigte das Unternehmen noch immer 1600 Leute. In den sechziger Jahren begann der schrittweise Niedergang. 1979 stellte die Feldmühle die Produktion ein. (pm)



Bilder: pd.

KAFKAS SCHLOSS IN RORSCHACH

Die Textilfabrik Feldmühle hat Rorschach entscheidend geprägt. Im Porträt des 1979 geschlossenen Riesenunternehmens stellt Richard Lehner die Erinnerungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in den Mittelpunkt. Ein Gespräch mit dem Buchautor und dem Rorschacher Historiker Louis Specker. von Peter Müller

Seit 1988 ist der Name «Feldmühle» aus dem Handelsregister gelöscht. Präsent ist das Unternehmen aber immer noch – zum einen im Ortsbild, als wohl lukrativste Immobilie Rorschachs, dann aber auch in den Köpfen vieler Menschen und im kollektiven Gedächtnis der Stadt. In welchem Ausmass, hat selbst Richard Lehner überrascht. Oft waren es allerdings erst die Fragen nach dem konkreten Alltagsleben, welche seine Interviewpartnerinnen und -partner zum Erzählen brachten: Wie haben Sie Ihre Freizeit verbracht? Wo und wann haben Sie eingekauft? Wo haben Sie Ihren Ehemann kennengelernt? Dann kamen all die Geschichten hoch, und mit ihnen die Emotionen – von Ergriffenheit bis hin zur blanken Wut. Es waren nicht nur Erinnerungen an das Berufsleben oder die Jugendzeit, sondern auch an schlechte Löhne, krank machende Arbeitsbedingungen oder lästige Geruchsemissionen für die ganze Stadt. Die Feldmühle konnte lebensgefährlich sein. 1942 starben bei einem Giftgasunfall am Bahnübergang bei der Feldmühle zwei Menschen und ein Hund. Die Arbeit im berühmten «Säurekeller» konnte die Arbeiter regelrecht vergiften.

Gehasst und verehrt

In Richard Lehnerts Buch erhält die Feldmühle fast überlebensgrosse Züge, wirkt wie ein dämonischer Moloch. Das liegt am Konzept des Buches, das die Erinnerungen der Beschäftigten und weiterer Zeitzeugen konsequent in den Mittelpunkt stellt. Diese Sicht widerspiegelt aber auch die tatsächlichen Verhältnisse, wie der Rorschacher Historiker Louis Specker anmerkt: «Die Feldmühle war wirklich etwas Monströses. Ab den dreissiger Jahren entwickelte sie sich sogar zu einer Art Insel hinter Gitter und Mauern, erhielt Züge von Kafkas Schloss.» Schlüsselfigur der Geschichte ist Theodor Grauer (1884-1980), ab 1930 Direktor des Unternehmens und später auch Hauptaktionär, bis er 1964 von seinen Söhnen und Mitdirektoren entmachtet wurde. Grauer führte die Feldmühle erfolgreich, aber mit eiserner Hand, lebte die alte «Patriarchen-Kultur» auf unverhüllte und direkte Weise, wie Louis Specker sagt. Die «Doktrin Grauer» prägte die Alltagsarbeit in der Feldmühle, aber auch das übrige Leben der Beschäftigten und ein Stück weit ganz Rorschach. Zumindest

einen Rest von sozialem Verantwortungsgefühl möchte Louis Specker dem kleingewachsenen Mann mit dem harten Gesicht allerdings nicht absprechen, auch wenn es «gnädig» und «von oben herab» gewesen sei. Kurz: Theodor Grauer war eine sehr kontroverse Gestalt, gehasst und gefürchtet, aber auch geachtet und geschätzt, ja verehrt. Richard Lehner spricht von einer «negativen Mythenbildung». So sind etwa in den Erinnerungen der Leute viel mehr Feldmühle-Angestellte während der Arbeit verstorben, als es tatsächlich der Fall war. Verbürgt ist auch, dass Grauer schon mal in einer Arbeiterwohnung auftauchen konnte, um Ehestreitigkeiten zu schlichten. Schliesslich war ein solcher Krach der Arbeitsleistung des Ehepaars abträglich.

Eine Nummer zu gross

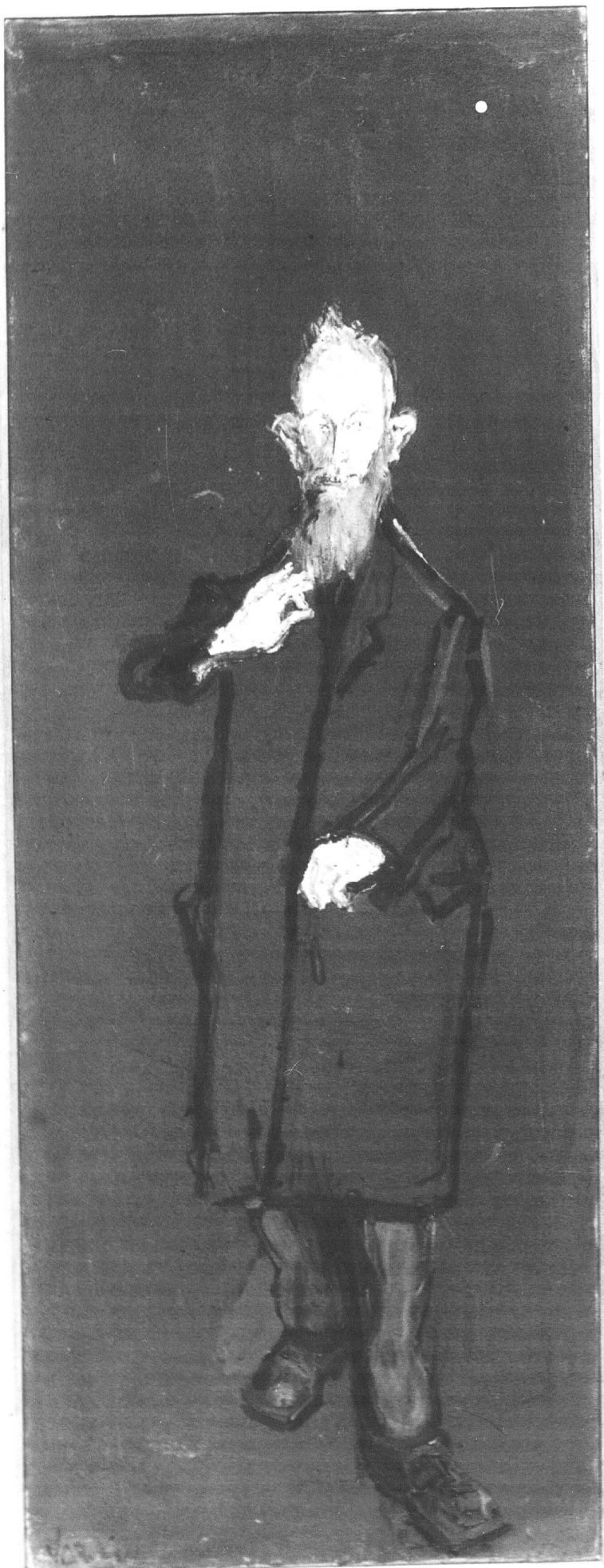
Für die Entwicklung Rorschachs zur Industriestadt war die 1882 gegründete Feldmühle ein Schlüsselfaktor. Sie prägte die wirtschaftliche und bauliche Entwicklung, aber auch das kulturelle und soziale Leben wesentlich mit, bis zur Beizenkultur und Lokalpolitik mit SP und Christlichsozialen. Mit der Rekrutierung von spanischen und italienischen Arbeitskräften trug die Feldmühle zudem stark zur Internationalisierung Rorschachs bei. Kurz: Noch in den fünfziger Jahren waren Rorschach und die Feldmühle Synonyme. Unproblematisch war die Beziehung zwischen Stadt und Fabrik allerdings nicht. Richard Lehner findet, die Feldmühle sei für Rorschach «Fluch und Segen» gewesen und habe die Stadt auf jeden Fall überfordert. Louis Specker sieht es ähnlich: «Die Feldmühle war für Rorschach eine Nummer zu gross. Rorschach hatte zwar viel von ihr, zahlte aber auch viel dafür. Das Unternehmen schuf der Stadt viele Probleme, von Umweltverschmutzung bis zu sozialem Konfliktstoff. Und für die Stadt wie für den Kanton war es schwierig, Einfluss auf dieses Ungetüm zu nehmen.» Er selbst ist im Osten Rorschachs aufgewachsen. Die Feldmühle hatte bei vielen Rorschacherinnen und Rorschachern einen zwiespältigen Ruf, erinnert er sich. Und doch war Rorschach auch immer stolz auf das Unternehmen. Die Frage, welche Wege die Stadt ohne die Feldmühle gegangen wäre, lässt sich natürlich nur hypothetisch beantworten, uninteressant ist sie nicht. Rorschach wäre sicher übersichtlicher und locke-

rer gebaut, findet Richard Lehner. Louis Specker vermutet, die Stadt hätte eine etwas ruhigere und organischere Entwicklung erlebt: ein bescheidener Warenverkehr, die Eisenbahn, Kurwesen und Tourismus.

Unverzichtbare Erinnerungen

Wie viel der Name «Feldmühle» heute noch auslösen kann, zeigen nicht nur Richard Lehnerts Interviewpartner. Das Buch selbst ist auf grosse Resonanz gestossen. Lehner wird überall darauf angesprochen, erhält viele Briefe und E-Mails. Zu Wort melden sich beispielsweise Leute, deren Eltern in der Feldmühle gearbeitet haben – jetzt sähen sie erstmals, wie das denn «wirklich gewesen ist». Oder Leute, die schon lange in Rorschach wohnen, aber kaum etwas von der Feldmühle gewusst haben. Und auch von auswärts gibt es Reaktionen. So schrieb eine Glarnerin, ihre Grossmutter habe in einem ähnlichen Arbeiterinnenheim gewohnt wie die Feldmühle eines führte. Louis Specker erstaunen diese Reaktionen nicht. Persönliche Erinnerungen und Schicksale lösen eine grössere Betroffenheit aus als abstrakte historische Analysen, findet er. Zudem ist die Feldmühle für ihn ein «Exemplum sondergleichen», das nicht nur ins Herz der Ostschweizer Wirtschafts- und Sozialgeschichte führt, sondern schweizweit Relevanz hat. Was hier erzählt werde, gelte auch für andere Orte – auch wenn die Feldmühle mit ihren riesigen Dimensionen und der überdimensionierten Machtkonzentration in den Händen Theodor Grauers in gewisser Weise ein Sonderfall sei. Das vielleicht wichtigste Fazit des Buches ist für Richard Lehner und Louis Specker aber ein ganz anderes: Noch immer gehen viel zu viele Lebenserinnerungen älterer und alter Menschen einfach verloren. Lebenserinnerungen, die auch von allgemeiner Relevanz sind: politisch, gesellschaftlich, kulturell, sozial. Für die Aufarbeitung der Geschichte sind sie unverzichtbar. Sie verfügen über eine Dimension, welche die schriftlichen Quellen nie haben. Zudem erhalten so Menschen eine Stimme, die in ihrem Leben kaum je eine Stimme gehabt haben. Hier ist Initiative gefragt, ob von privater Seite wie auch der öffentlichen Hand. In Rorschach und auch anderswo.

Richard Lehner. Feldmühle. Schwan Verlag, Rorschach 2007.



Varlins Daetwyler. Bild: Sammlung des Kunstmuseums St.Gallen

«IN LIEBE -

In Arbon ist er aufgewachsen. Mit der weissen Fahne hat er später die ganze Welt bereist. Stephan Bosch hat aus dem umfangreichen Nachlass des Friedensapostels Max Daetwyler eine faszinierende Biografie zusammen getragen. von Richard Butz

In der Sammlung des Kunstmuseums St.Gallen befindet sich ein Ölbild des Künstlers Varlin (Willy Guggenheim), gemalt 1956. Es zeigt auf braunem Hintergrund eine schwarzumrandete Figur, ebenfalls in Braun gehalten, mit wallendem Bart, die rechte Hand in Predigerpose angehoben, die linke in der Gegenbewegung. Das Gesicht ist schmal, fast ausgemergelt, die Ohren sind gross und abstehend, das Kopfhair ist schütter. So dargestellt ist eine beeindruckende und visionäre Gestalt der Schweiz im 20. Jahrhundert: Max Daetwyler, Friedensapostel, geboren 1886 in Arbon, gestorben 1976 im zürcherischen Zumikon. Auf Varlins Bild ist er also gerade siebzig geworden. Begonnen hat diese «Karriere» am 5. August 1914 auf dem Kasernenhof in Frauenfeld. Füsilier Max Daetwyler verweigerte beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs den Fahneneid. Seine Begründung war ebenso einfach wie bündig: «Als Soldat bin ich ein Teil des Krieges. Keine Soldaten, kein Krieg.» Damit nahm er den späteren Slogan der Friedensbewegung vorweg: «Stell Dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin!»

Gefängnis und Irrenanstalt

1914 indes stand Daetwyler ganz alleine da. Ihm kommt die Ehre zu, der erste schweizerische Dienstverweigerer des 20. Jahrhunderts zu sein. Mit diesem Schritt brach er mit seiner bürgerlichen Vergangenheit. Der gelernte Textilkauflmann und später hochgeschätzte Kellner – fünf Jahre lang führte er sogar den Berner «Ratskeller» – geriet in die Maschinerie von Justiz (Arrest) und Psychiatrie (Kliniken, Begutachtungen, Bevormundung), und dies bis zum Lebensende. So einer musste ja verrückt sein, erst recht als er 1915 seine «Friedensarmee» gründete und dafür Geld zu sammeln begann. Eine mühsame Tätigkeit, von den Behörden ungern gesehen und mit Verboten belegt. In einem Tagebucheintrag aus dem Jahre 1920 ist ein Sammeltag in St.Gallen so festgehalten: «Montag um 6 Uhr aufgestanden. Im Tram Geld gesammelt. Ich ging ungern nach St.Gallen. Aber Gott hat mir wunderbar geholfen.» 1917 gründete er eine eigene Buchhandlung, um Friedensliteratur vertreiben zu können. Im gleichen Jahr nahm

MAX DAETWYLER»

er im November an den Zürcher Unruhen teil, die blutig endeten. Dieses Ereignis hat ihn nie losgelassen, löste Schuldgefühle aus: «Als Soldat habe ich den Dienst und das Blutvergiessen verweigert. Als Friedensapostel bin ich selber an einem Blutvergiessen schuldig geworden.» Nach Untersuchungshaft und Internierung in der «Irrenanstalt» erreichte ihn ein Glück verheissender Brief. Geschrieben hatte ihn Clara Brechbühl, die er 1915 in Bern kennengelernt und dann aus den Augen verloren hatte. Sie heirateten 1918, fanden in einem Weiler bei Zumikon ein baufälliges Häuschen, umgeben von Pflanzland. Mit Feuereifer begannen sie, das Land zu bebauen. Bald schon konnten sie Beeren, Gemüse und Bienenhonig verkaufen. Mit dieser Tätigkeit schuf sich das Ehepaar eine lebenslange Existenzgrundlage, zwei Kinder kamen hinzu. Doch einfach war das Leben nie. Immer wieder geriet Daetwyler mit der Justiz in Konflikt für ungewolltes Kollektieren oder für die Nichtbezahlung der Militärsteuer. So belegte ihn die Polizeistrafkommision der Stadt St.Gallen 1919 mit einer Busse von hundert Franken wegen unbefugten Kollektierens. Wiederholt kam er in Haft, wiederholt auch beschleunigten ihm Fachleute Grössenwahnsinn und Irrsinn. Gelegentlich verstieg er sich in seinen Auftritten tatsächlich und verlor dabei jedes Mass. Er konnte gegen die Kirche und ihre Verstrickung mit dem Militär wettern. Stets aber sprach er Klartext, ohne Rücksicht auf die Folgen für sich und die Familie.

Russland bis Kuba

Gott, Wahrheit, Friede, Menschenliebe: Das waren die ethischen Begriffe, die ihn leiteten. Doch Gott war für ihn nicht der «liebe Gott» der christlichen Religion, für ihn war er das moralische Gesetz, das jeder Mensch in sich trägt. Aus der Kirche trat er zwar erst 1950 aus, das Dienstbüchlein sandte er dagegen bereits 1931 endgültig zurück. 1932 begab er sich mit drei Getreuen auf einen Friedensmarsch von Zürich nach Genf, um vor dem Gebäude des Völkerbundes, wo eine Abrüstungskonferenz stattfand, zu reden. Die Genfer Polizei fing die kleine Schar der Marschierer ab und spedierte sie nach Zürich zurück. Fortan unternahm Daetwyler immer wieder Friedensmärsche, zu Fuss, abertausende von Kilometern. So lief er 1938 von Zürich über Lyon nach Paris, 1960 von Zürich nach Berlin, in den sechziger Jahren fünfmal von New York nach Washington,

um nur einige seiner Friedensmärsche zu erwähnen. Seit den vierziger Jahren trug er dabei stets eine an einer Bambusstange befestigte weisse Fahne bei sich. Den Seidenstoff bezog er vom Modehaus Grieder und vom Spielwarengeschäft Franz Carl Weber in Zürich. Bezahlen musste er dafür meistens nicht. 1934 wagte er sich sogar nach München und warb im Hofbräuhaus vor biersauenden Nazis für seine Sache. Während des Zweiten Weltkriegs schrieb er mehrmals an Hitler, was die Bundesanwaltschaft auf den Plan rief. 1944 versuchte er, illegal nach Deutschland zu gelangen, wurde abgefangen und für einen Monat im Basler Lohnhof eingesperrt. Versuche seiner Ehefrau Clara, ihn zu



In den Sechzigern fünfmal von New York nach Washington. Bild: Kurt Wyss

mässigen, blieben erfolglos und führte zuweilen zu heftigen Ehekrächen. Grundsätzlich aber stand Clara hinter ihm, indem sie für die Familie sorgte.

Mitte der fünfziger Jahre begann Daetwyler, seine Friedensmission systematisch auf das benachbarte Ausland auszuweiten. Er trat besonders oft in Deutschland und in Frankreich auf, begleitet von der weissen Fahne. Der Tod seiner geliebten Clara im Jahre 1959 traf ihn hart. Aber nur zwei Wochen nach ihrem Tod machte er sich erneut nach Deutschland auf, zu Fuss, und feierte unterwegs seinen 73. Geburtstag. Ohne Bewilligung gelangte er gar nach Ostberlin, wo er zu Kaffee und zu einer Stadtrundfahrt eingeladen wurde. Ein Jahr später demonstrierte er vor dem Kreml. Reisen

nach Kuba, wiederholt in die USA, nach Kairo und Jerusalem prägten die sechziger Jahre. Allmählich neigte sich ein langes Leben für den Frieden seinem Ende zu. 1974 besuchte er die Kaserne Frauenfeld, genau sechzig Jahre nach der Verweigerung des Fahneneids, führte freundliche Gespräche mit den Rekruten und verteilte Nelken an sie. Gebrechlich geworden, starb er friedlich im 90. Lebensjahr. Seine letzten Worte lauteten: «Tutti fratelli. – Alle Menschen sind Brüder.»

Sorgfältige Aufarbeitung

Daetwylers Nachlass umfasst 148 Archivschränke mit Tagebüchern, Agenden, Manuskripten, Reiseunterlagen und rund 6000

Briefen. Der frühere Journalist und jetztige freie Autor Stephan Bosch hat diesen Nachlass ausgewertet, ohne auf die private Familienkorrespondenz zugreifen zu dürfen. Er hat zeitgenössische Presse-, Film- und Tondokumente analysiert und Gespräche mit Daetwylers Kindern Max und Klara sowie Zeitzeugen geführt. Daraus ist das faszinierende, vortrefflich recherchierte, perfekt dokumentierte und – ergänzt mit einem Fototeil – schön gestaltete und gut zu lesende Buch «Max Daetwyler – Der Friedensapostel. Mit der weissen Fahne um die Welt» geworden. Klar wird durch die Lektüre, dass Daetwyler ein Einzelgänger blieb. Selbst die organisierte Friedensbewegung hatte ihre Mühe mit dem «Friedenskämpfer, Friedensbekämpfer, Weltenbummler, Bienenzüchter, Hochwohlgeboren, Siedler und Gemüseplanzer, Evangelist, Idealpazifist, Spinnapostel und Bruder Max» (eine Auswahl von Briefanreden). Er selber hat in einer

Lebensbilanz 1964, verfasst für einen Brieffreund, folgendes geschrieben: «Ich war mit meinem Leben sehr zufrieden. Ich habe immer, so gut ich konnte, mich nach meinem Gewissen orientiert. Und gebe die Fehler, die ich heute noch mache, gerne zu. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert. Wenn ein Mensch, wie ich es in meinem Leben getan habe, sein Möglichstes tut, um ein guter, anständiger Mensch zu sein, so hört jede Kritik auf. Ich würde also den gleichen Weg wieder gehen, wenn ich nochmals anfangen könnte. Mein Leben war wundervoll. In Liebe – Max Daetwyler.»

Stephan Bosch. Max Daetwyler – Der Friedensapostel. Mit der weissen Fahne um die Welt. Verlag Rüffer & Rub, Zürich 2007.

«ALLS HÄMMER Z BODE GREDET»

Vor 25 Jahren gründeten junge Bewegte den St.Galler Genossenschafts-laden, den Vorgänger des heutigen Stadtladens an der Katharinengasse. Zu einer Zeit, als «Bio» noch nicht im Supermarkt zu kaufen war, mussten die Richtlinien für «transparentes Einkaufen» erst formuliert werden.

von René Hornung

Kann sich ein «Stadtladen» als Lebensmittel-Vollsortiment- und Bio-Detaillist gegen die Grossverteiler und die jüngste Konkurrenz eines Bio-Supermarktes behaupten? «Ja, wir können, wir zeigen eben Gesicht», sagt Peter Ackermann, Biogemüse-Produzent in Niederuzwil. Er weiss, wovon er spricht, war er doch schon bei der Gründung des damaligen «Gnossi», des Genossenschaftsladens an der Metzgergasse, mit dabei. Und er fährt auch nach 25 Jahren noch zweimal pro Woche mit frischer Ware an die Katharinengasse. «Das lohnt sich sehr wohl», so seine Antwort auf die Frage nach der Wirtschaftlichkeit des Ladens. Und Ackermann weiss es genau. Denn längst ist er auch Mitglied der Genossenschaftsverwaltung, jenem Organ, das die Geschäfte kontrolliert.

Wenn sich ein etablierter Bioladen rechnet, zeigt sich das bei den Löhnen. «Ein Filialleiter würde für unseren Lohn vielleicht nicht arbeiten, aber manch eine Kassiererin würde gerne zu uns wechseln», bringt es Peter Ackermann auf den Punkt. Möglich ist dies, weil hinter dem Stadtladen weder Besitzer noch Kette stecken. Die Genossenschaft schaut zum Rechten, das Team arbeitet selbstbestimmt. «Ein spannender Arbeitsplatz mit viel Gestaltungsfreiraum», kommentiert Katrin Braun vom Ladenteam.

Knospen, Demeter, Freilandeier

Entstanden war der «Gnossi» als typisches Selbsthilfemodell der achtziger Jahre. Thomas Wepf, heute Regionalsekretär der Gewerkschaft Unia, war einer der zehn Gründerinnen und Gründer, die Produzenten und Konsumentinnen zusammenbringen wollten, einen selbstverwalteten Betrieb auf die Beine stellten und sich im Umfeld von Grabenhalle, Buch-

handlung Comedia, Schwarzer Engel und Kinok zuhause fühlten. «Wir wollten selbstbestimmte Arbeitsplätze und einen Ort für besseres, transparenteres Einkaufen schaffen.» Vorbild war der «Hallerladen» in Bern, der sich – ähnlich wie der Stadtladen – zu einem modernen Bio-Lebensmittelfachgeschäft entwickelt hat.

«Das ging nicht ohne nächtelange Grundsatzdiskussionen», erinnert sich Herta Lendenmann, eine der Gründerinnen und Ex-Stadtparlamentarierin der PFG (Politische Frauengruppe), die lange im Laden mitarbeitete. Zwar gab es das Knospen- und das Demeter- sowie das KAG-Freilandeier-Label, doch viele Fragen rund um menschen-, umwelt- und tiergerechte Produktion waren noch zu klären. Der Vorlauf bis zur Eröffnung des Ladens war kurz; überraschend schnell war das Lokal an der Metzgergasse gefunden (heute Focacceria). «Etwas blauäugig sind wir damals gestartet, haben noch am Abend vor der Eröffnung Etiketten geschrieben», erinnert sich Herta Lendenmann. Und weil das Personal auch in der Startphase nur aus der Kasse nehmen konnte, was als Ertrag zurückblieb, lagen die Stundenlöhne in der Anfangszeit gerade mal bei fünf Franken.

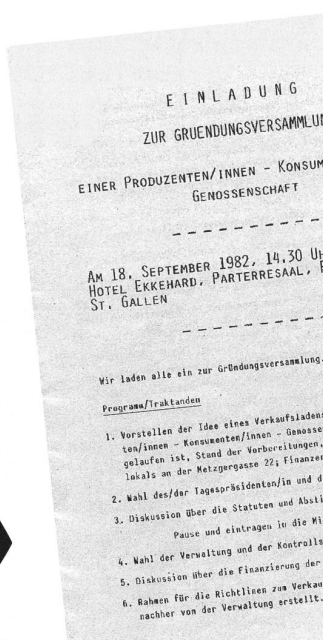
Trotz Anlaufschwierigkeiten blickt Peter Ackermann mit einem Augenzwinkern auf die Gründerzeit zurück: «Alls hämmer z Bode gredet», und dann habe er eben die Ware noch rasch eingeladen, bevor er nach St.Gallen in den Ausgang fuhr. Prompt gab's Bussen, weil er erst nach dem Kino – also nach 22 Uhr in der schon damals nachts gesperrten Metzgergasse – dazu kam, die Ware abzuladen. «Hätten wir damals immer auf die Uhr geschaut, gäbe es den Laden heute nicht.» Mitunter musste auch Ackermanns Schwester auf dem

Weg in die Gewerbeschule im «Gnossi» einen Rucksack voll Bohnen abliefern. Improvisation war alles. «Wir wollten dieses Ei einfach ausbrüten.»

Minörli ohne Aluminium

Die Einkaufspolitik war – und ist heute noch – von strengen Grundsätzen geprägt. «'Minörli' von Maestrani ja, aber nicht in Alu verpackt», lautete einer der frühen Entscheide – und Maestrani packte die Prügeli tatsächlich um, erinnert sich Herta Lendenmann. Heute steht Bio-Schokolade in den Gestellen «und die Diskussionen sind zwar nicht verschwunden, aber bei weitem nicht mehr so intensiv wie damals», so Katrin Braun. Heute geht es auch um andere Fragen: Wie weit wollen wir Biokosmetik oder nahrungsergänzende Reformhaus-Produkte ins Sortiment nehmen? Welche Weine verkaufen wir? Kommen Bio-Fertigmahlzeiten und Bio-UHT-Milch ins Gestell? Nein, lautet der Entscheid zu Convenience-Food und UHT-Milch, ja sagt das Team zu Biokosmetik. Aber als kürzlich ein Lieferant Bio-Redbull anbot, da war der Entscheid nach der Lektüre der Zusammensetzung dieses Gebräus sofort klar: Nicht im Stadtladen.

Die Strukturen und die Geschäftsführung sind um Welten professioneller als vor 25 Jahren. «Damals fuhr der Zuständige einfach für die Wintermonate in die Kubaferien – die Buchhaltung war nicht gemacht», erinnert sich Peter Ackermann. Heute wissen Ladenteam und Verwaltung permanent, wo man steht. Es gibt klare Zuständigkeiten. Die Entwicklung lief nicht immer rund. Es gab «Panikjahre», wie Herta Lendenmann sie nennt, da wurden die Löhne gesenkt. Doch über die 25 Jahre betrachtet ist die Entwicklung vom «Gnossi» zum Stadtladen, der nun seit zehn Jahren an



MEISTERSTÜCK

PETER SCHMID

Er ist der liebe Deutsche, der es Kraft seines Amtes als Zollbetriebsinspektor möglich macht, dass man im deutschen Shoppingland wesentlich günstiger einkauft als im eidgenössischen Hochpreisrevier. Mit einem Stempel segnet er an der Autobahn-Grenzkontrollstelle Konstanz den Mehrwertsteuer-Rückerstattungsanspruch des ausser-EU-lichen Drittlandbewohners ab. Zu dieser Kategorie gehören auch Schweizerinnen und Schweizer. Für sie ist Shoppen in Deutschland einer der wenigen wirklich erlebbaren EU-Abwesenheits-Vorteile, weil die 19-prozentige deutsche Mehrwertsteuer auf die eh schon vielfach günstigeren Konsumentenpreise des Nachbarlandes in Abschlag gebracht werden kann, so dass man als EU-freier helvetischer Verbraucher in Deutschland unter Umständen bis zu fünfzig Prozent günstiger einkauft als auf dem heimischen Markt.

Es braucht nicht viel, um die haushaltsbudget-wirksame Freundlichkeit des lieben Deutschen an der Zollkontrollstelle auszuschöpfen: gültige Identitätspapiere, die den festen Wohnsitz in der Schweiz bestätigen, den Ausfuhrbeleg vom Detailhändler mit Angaben über den Käufer, die Ware und die Preise. Nur stichprobenmässig wird das Auszuführende kontrolliert. Ausgeschlossen vom steuerbefreiten Ladentisch-Export sind Dienstleistungen wie etwa eine neue Frisur vom deutschen Hairstylisten oder Arbeiten am Transportmittel (Auto). Mit dem vom lieben Deutschen am Zoll gestempelten Ausfuhrbeleg geht man ins Ladengeschäft zurück, lässt sich die gesparte Steuer bei weiteren Einkäufen von der Rechnung abziehen oder einfach bar auszahlen. An den Grenzübergängen und Flughäfen gibt es

auch Serviceunternehmen, welche die fiskalische Taxe gegen die Vorlage der bestätigten Ausfuhrbelege rückerstatten. Natürlich ist auch der postalische Weg möglich, indem der Ausfuhrbeleg an den Detailhändler geschickt und der Steuerabschlag von diesem per Check oder Bank angewiesen wird. Der Anspruch auf Rückerstattung ist drei Monate lang gültig.

Darüber, was die Schweizer Schnäppchen-Seele besonders freut, weiss Peter Schmid hinlänglich Bescheid und macht sogar den Unterschied: «Eidgenossen» und «Schweizer». Erstere sind für ihn die Autochthonen, letztere die Niedergelassenen. Die zweite Kategorie kaufe vor allem in grossen Mengen Lebensmittel in Deutschland ein. Um die Länge der Kassenzettel zu verdeutlichen, breitet der Zollbetriebsinspektor seine Arme in voller Spannweite aus. «Eidgenossen» seien weniger produktorientiert, sagt Schmid. «Sie kaufen querbeet; Eheringe, Motorradbekleidung, Textilien, Sportgeräte, Unterhaltungselektronik, Lebensmittel bis hin zu ganzen Kinderzimmerausstattungen.» Waren im Wert bis zu 300 Franken können zollfrei in die Schweiz eingeführt werden.

Der liebe Deutsche vom Zoll bezieht einen Teil der Sympathien, die ihm Schweizer Konsumenten entgegenbringen, aus den Bestimmungen seines Landes. Deutschland erstattet nämlich die Mehrwertsteuer auf jeden Betrag zurück.

Ein deutscher Konsument hingegen muss in der Schweiz mindestens 500 Franken ausgeben, damit ihm der «liebe Mann» vom Schweizer Zoll einen Rückerstattungsanspruch auf 7,6 Prozent Mehrwertsteuer abstempelt.

Harry Rosenbaum

der Katharinengasse eingemietet ist, eine Erfolgsgeschichte.

Die Nachfrage nach Bioprodukten ist bis vor rund zwei Jahren ständig gestiegen, der Stadtladen wuchs mit. Wohl nicht zuletzt, weil die Grossverteiler Bio bekannt machten und auch der Bauernmarkt für das Ladenteam eine Belebung ist. Zurzeit stellt man allerdings überall eine gewisse Stagnation im Bio-Lebensmittelbereich fest. Produzent Peter Ackermann und seine Kollegen suchen nach Ursachen und Abhilfen. Das Team im Stadtladen reagiert mit eigenen Rezepten: Gesicht zeigen, persönlich beraten und neue Ideen umsetzen, etwa den seit dem Frühling laufenden Catering-Service.

Bitte keine «Flugware»!

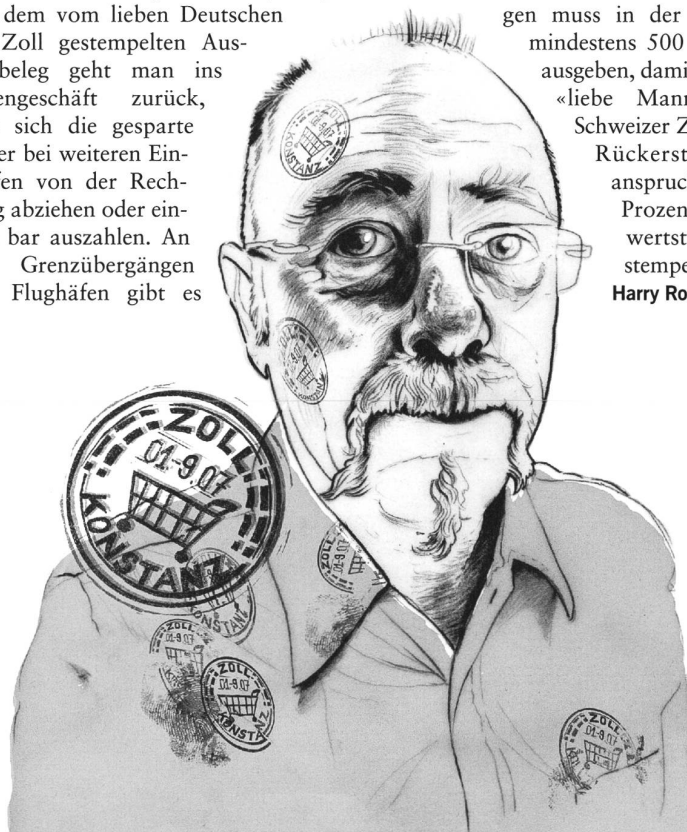
Neues muss Platz haben, aber der Leitsatz gilt weiterhin: regional produziert, lokal konsumiert. Was die Gemüse- und Obstbauern, die Molkereien und Käsereien oder die Tierzüchter in der Region alles produzieren – im Stadtladen kommt man ins Staunen. Und wer die Preise vergleicht, merkt, dass dank kurzer Transportwege die Ware günstiger ist als anderswo. «Die Lebensmittelversorgung funktioniert also auch kleinräumig sehr gut», stellt Peter Ackermann fest. Zwar kommt heute auch sein Bio-Nüsslisalat im Winter aus dem Gewächshaus, aber eben bloss aus Niederuzwil. «Flugware», eingeflogene Erdbeeren und ähnliches, «kommen uns nicht in den Laden», betont Katrin Braun, «da könnten wir ja genauso gut direkt Öl verbrennen.»

25 Jahre Stadtladen St.Gallen. Eine Jubiläumswoche voller Aktionen, Degustationen und Überraschungen: 10. bis 15. September. Samstag, 15. September: Jubiläumsfest mit The Dusa Orchestra. Genaues Programm siehe Veranstaltungskalender oder: www.stadtladen.ch

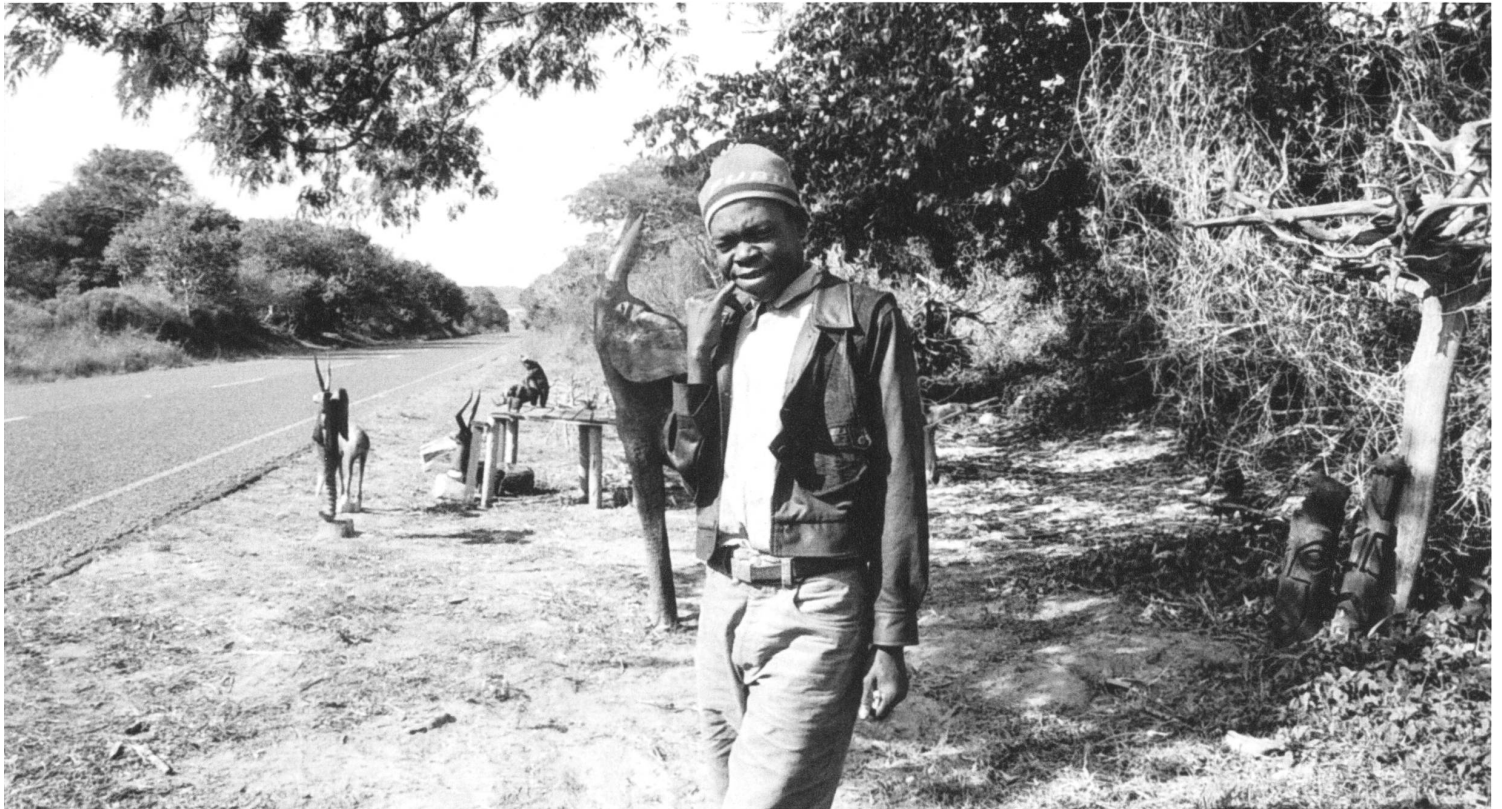


Biogemüsebauer Peter Ackermann war schon bei der Gründung mit dabei. Bild: Florian Bachmann

Illustration: Rahel Eisenring



«ICH HEISSE EBERHARD»



Jack verkauft am Strassenrand geschnitzte Warzenschweine, Stelen und Masken. Bilder: Andreas Fagetti

Der Entscheid fiel irgendwo zwischen Röschstrasse und Bahnhof St.Fiden an einem regnerischen Sommertag. Der Herbst ging ins Land, Weihnachten erlosch. Und als das neue Jahr kam, fand sich das Paar in einem Zug wieder, irgendwo zwischen Moskau und Astrachan. Am Fenster des überheizten Abteils klebte dickes Eis. Der russische Winter draussen offenbarte sich der jungen Frau und dem nicht mehr ganz so jungen Mann wie Halbblinden in verschwommen-dämmrigen Bildern, während sie sich die Lippen an kochend heissem Tee verbrannten und den Schlaf aus den Augen rieben. «Russland? Weshalb Russland?», hatte man sie gefragt. So genau wussten sie es nicht. Vielleicht war es ein Fluchtgedanke, vielleicht ein Rest von Abenteuerlust, vielleicht auch nur ein Funken Lebenslust gewesen. Andere wussten mehr über ihre Motive als sie selbst: Bloss Kryptokommunisten begaben sich ohne handfesten Grund freiwillig in die russische Provinz, ins Chaos eines zusammenbrechenden Landes. Das Paar hatte sich längst damit abgefunden, dass die Energie der Freiheit die Schalen dieser Dummköpfe mit dem Geschichtsbewusstsein von Eintagsfliegen nie durchdringen würde.

Zügellose Kriminalität

Während die Triebwerke des Airbus gleich-

mässig rauschen und meine zehnjährige Tochter Zuflucht im Schlaf gefunden hat, ziehen die Bilder und Stimmen aus der Vergangenheit vorüber. 15 Jahre haben sich zwischen jenen russischen Winter und dieses Leben gedrängt. Wieder bin ich auf einer Reise. Aber diesmal ist alles anders. Der in der Rückseite der Sitze eingelassene Monitor zeigt den afrikanischen Kontinent und die Position unseres Flugzeuges. Zehn Kilometer über der nächtlichen Sahara rast die Maschine in Eiseskälte nach Johannesburg, 8500 Kilometer in zehn Stunden, sie streicht über exotische Städte und Länder, die für mich bleiben, was sie auf dem Monitor sind: Punkte. Diesmal hat meine Reise einen handfesten Grund. Ein Jahr ist es her, dass eine Arztfamilie aus dem Toggenburg nach Südafrika ausgewandert ist. Vertrieben von rassistischen Anwürfen und Drohungen. Ich berichtete darüber. Nun will ich wissen, wie es Janet, Tafi, Nascha und Jörg Michel geht. Als ich mich lesend auf den Besuch des Landes vorbereitete, stellte ich fest, dass Südafrika und Russland mehr verbindet, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Beide wurden zuletzt von Unrechtsregimen niedergehalten, die, so gegensätzlich sie sich auch darstellten, voneinander abhängig gewesen waren: Als die Sowjetdikatur abgedankt hatte, machte es auch das Apart-

heidsregime nicht mehr lange. Das antikomunistische und schwer bewaffnete Bollwerk hatte seine Schuldigkeit getan, das einst nützliche Schmutzkind des Kalten Krieges war der westlichen Welt inzwischen peinlich. Beide Länder sind reich an Bodenschätzen, viele Russen und Südafrikaner versinken in Armut, und das Krebsgeschwür einer zügellosen Kriminalität quält beide Länder. Die Zahlen sind nicht mehr ganz aktuell, aber sie haben an Brisanz nichts eingebüsst und erzeugen ein klaustrophobisches Gefühl: Täglich 50 Morde, 200 Raubüberfälle, 50 Autoentführungen im Grossraum Johannesburg. Der Reiseführer beruhigt: Touristen, so sie abends nicht rausgehen, tagsüber mit verriegelten Autotüren unterwegs sind und nicht alleine in Townships herumirren, haben kaum etwas zu befürchten. Wer es sich hier leisten kann, lebt hinter Gittern, stacheldrahtbewehrten Mauern und lässt sich und seinen Besitz von privaten Sicherheitsfirmen bewachen. Man sollte nicht zuviel lesen. Denn manchmal trübt das Angelesene den eigenen Blick. Südafrika ist heute eine Demokratie.

Ausländische Ärzte gesucht

Johannesburg. Die grossen Flughäfen dieser Welt sind wie die grossen Einkaufszentren dieser Welt. So etwas wie der kleinste gemeinsame

Nenner. Ein «Porter» in grell oranger Kleidung mit dem sicheren Blick für unsichere Touristen fängt uns beim Ausgang ab. Ehe ich ein Wort hervorbringe, hat er den Gepäckwagen im Griff und geleitet uns die paar Meter zum Inlandflughafen. 40 Rand – etwa acht Franken – kostet mich sein Service. Sechs Stunden Aufenthalt. Dann lärmt die Propellermaschine über trockenes Land – um Johannesburg breitet sich unter uns eine rot-schwarz-falb gemusterte Erde hin. Manchmal ein Tagbergwerk, irgendwo die Türme eines Kohlekraftwerkes. Unser Ziel ist die Provinz Natal. Irgendwann die ersten Dörfer und Rundhäuser. Eukalyptus- und Zuckerrohrplantagen bedecken weite Teile des Landes. Hier am Indischen Ozean lebt Familie Michel. In Südafrika sind die Fachkenntnisse der Krankenschwester und des Arztes gefragt. Sie haben sich in einem Ort etwas abseits der regionalen Zentren niedergelassen, auf einem Anwesen, wo nachts Buschbabys durchs Geäst turnen, sich Schlangen unter den Steinen verstecken und farbenprächtige Geckos den Garten zieren. Und Familienhund Chicko mit den Kindern im weitläufigen Garten herumtollt. Nachts verlässt auch hier niemand ohne guten Grund das Haus. Dennoch fühlen sich Michels wohl in ihrer neuen Heimat.

Südafrikanische Ärzte verlassen das Land, sie wandern in die USA, nach Australien oder Neuseeland aus. Daher sind ausländische Mediziner gefragt. Sie rücken an die Stellen der Auswanderer: Norweger, Schweden, Schweizer, Deutsche. Die öffentlichen Spitäler sind nicht in einem besonders guten Zustand. So wie die Gewährleistung der Sicherheit allmählich privatisiert wird, befindet sich auch die qualitativ hochstehende Gesundheitsversorgung in privaten Händen. Die Regierung will zwar die öffentlichen Spitäler auf Vordermann bringen. Aber gegenwärtig sind manche Kredite eingefroren. Die Ausrichtung der Weltmeisterschaft 2010 zieht viel Geld ab.

Eberhard der Zulu

Themba scheint all das nicht zu kümmern. Er strahlt über das ganze Gesicht, während er die Planen seines Jeeps zurückwirft und uns dann die Hand entgegenstreckt. «Ich heisse Eberhard», sagt er. Der quirilige Zulu hat sich den Namen für seine zahlreichen deutschen Gäste zugelegt. Die Safari-Tour bestreitet er auf Deutsch. Er hat es sich selbst beigebracht. Themba kennt den 1895 nicht zuletzt zur Rettung der Nashörner gegründeten Hluhluwe-Umfolozi-Park wie seine Westentasche. Heute stampfen wieder über 2000 Exemplare der bis zu 2,5 Tonnen schweren Tiere durch den Busch. Laura und ich haben den Trip in unserem Hotel in St. Lucia gebucht. Ein Schild im Hotelgarten

warnt vor wilden Tieren – vor Leoparden, Flusspferden, Schlangen und Krokodilen, die es hier im Greater St. Lucia Wetlands Park in grosser Zahl gibt. Wer sich durch die paar Blocks von St. Lucia bewegt, tut es auf eigene Gefahr. Eines Nachts hat mich meine Tochter aufgeregt aus dem Schlaf gerissen: «Schau, dort! Hippos!» Tatsächlich machten sich am Rasen neben dem Swimmingpool zwei breitärschige Flusspferde zu schaffen.

Das Gelesene vergessen

Themba gibt Gas. Es ist zwei Uhr am Nachmittag. Der Weg in den Park führt vom unmittelbar am Ozean gelegenen Touristenkaff St. Lucia, wo draussen vor der Küste von Juni bis November die Buckelwale blasen, siebzig Kilometer ins Landesinnere. Scharen von Jugendlichen und Kindern in Schuluniformen säumen aufgereiht wie an einer Perlschnur unseren Weg, endlos scheinen die Kinderschlangen, sie lachen und winken. Manche Schüler legen zehn Kilometer bis zur Schule zurück, sagt Themba.

«Loora, bist du noch daaa?», fragt er später im Park hinauf zur Ladebrücke und gluckst vergnügt. Laura ist noch da, wenn auch vor Stauen etwas weggetreten: Elefanten, Breitmaulnashörner aus nächster Nähe, Kudu-Antilopen, Buschböcke, Zebras, Giraffen, Warzenschweine, eine Pavianfamilie, eine Herde von vierzig oder fünfzig Kaffernbüffeln in der Dämmerung. Und dann entdeckt Themba, ehe die Nacht das Hügelland verschluckt, im hohen Gras neben einem Weibchen ein mächtiges Löwenmännchen. Der Zulu stösst einen röhrenden Laut aus, immer wieder. Gemächlich setzt sich der Löwe in Bewegung, stolziert in unsere Richtung, nähert sich bis auf drei, vier Meter dem Jeep. Aber der passt nicht in sein Beuteschema. Unvermittelt dreht das Tier ab und seine Gestalt löst sich in der Dämmerung auf. Lauras Augen glänzen. Und ich hab all das angelesene Zeug vergessen.

Am nächsten Tag auf der Fahrt durch Buschland halten wir auf offener Strasse an. Tagsüber ungefährlich, sagte man mir. Die Stelen, Masken und Tiere der Schnitzer, die hier überall an den Strassen feil geboten werden, waren am Vortag an meinen neugierigen Augen vorbeigeflüht. Etwas abseits der staubigen Piste hocken zwei Männer im Gebüsch, an einem behelfsmässigen Unterstand. Einer bewegt sich lässig auf mich zu und fixiert mich gleichgültig. Ich zeige auf ein mit Russ geschwärztes Warzenschwein: «Four O», sagt er. 40 Rand. Dann frage ich, ob ich ihn fotografieren darf. Er nickt. «What's your name?» «Jack», nuschelt er.

Andreas Fagetti, 1960, wohnt in St. Gallen und arbeitet als Journalist beim St. Galler Tagblatt.

